

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 23 (1920-1921)

Artikel: Ein Bekenntnis
Autor: Bovet, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-749639>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EIN BEKENNTNIS

Es gibt Wahrheiten, die sich wissenschaftlich feststellen lassen. Aus manchen unter ihnen zieht man freilich Schlüsse, die weit über den eigentlichen Beweis hinausgehen; andere werden im Lauf der Jahre durch neue Entdeckungen gestürzt. Diese Relativität der wissenschaftlichen Wahrheit, wie überhaupt ihre Unzulänglichkeit für eine befruchtende Lebensauffassung, das soll uns später einmal beschäftigen. Heute nur so viel: solange eine Wahrheit als wissenschaftlich erwiesen gelten darf, soll man sie als solche anerkennen, sich ehrlich mit ihr abfinden und mutig an die Lösung des Konfliktes herantreten, der dadurch entsteht, dass diese (wirkliche oder vermeintliche) Wahrheit einer andern Erkenntnis widerspricht, zu welcher wir auf ganz anderem Wege gelangt sind.

Denn es gibt auch Wahrheiten, die nicht bewiesen, die aber erlebt werden. Wir haben es also mit zwei verschiedenen Quellen der Erkenntnis zu tun, mit zwei ganz verschiedenen Welten: Vernunft und Gefühl, Beweis und Intuition, *Wissen* und *Leben*. Zahlreich sind die Menschen, welche die eine dieser beiden Welten zugunsten der anderen einfach unterdrücken, oder zu unterdrücken vermeinen; tatsächlich fließt jedoch, bei Allen, immer die eine in die andere hinüber, und solange man diesen grundsätzlichen Gegensatz nicht mutig als solchen erkennt, hat man bloß Verwirrung und Kompromisse, gelangt man nicht, durch Schmerzen, zur inneren Harmonie, zu dieser einheitlichen synthetischen Weltauffassung, ohne die keine Kultur möglich ist.

Als Einleitung zu diesen wichtigsten Problemen will ich heute kurz erzählen, welchen Weg ich seit Jahren gegangen bin. Es ist ein Bekenntnis; das heißt: ich bringe keine „Beweise“, sondern bloß persönliche Erlebnisse. Mancher wird darüber lächeln; sein Lächeln ist mir ganz und gar gleichgültig. Ich wende mich an diejenigen, die diesen Weg bereits gegangen sind, oder die ihn zu gehen im Begriffe sind. In den Veranlassungen, in den äußeren Formen sind Erlebnisse immer persönlich, d. h. sehr relativ; in ihrer Tiefe haben sie einen allgemeinen Wert, den jeder Leidensbruder sofort entdeckt; es sind Dinge, die man nur selten ausspricht, die man aber einmal aussprechen *muss*, denn nur so können wir einander helfen, einander aufmuntern. In der Nacht der Un-

wissenheit, die uns umgibt, sind persönliche Erlebnisse bloß vorübergehende Funken; diese Funken sprühen aber immer wieder; der eine zündet den andern an, und alle zusammen bilden seit Jahrtausenden die Flamme des menschlichen Glaubens an unsere dornenreiche, erhebende und erlösende Bestimmung.

Heute, wo die Gewalt und der Zweifel an allem Guten scheinbar alles überrumpeln, mag ein Fünfzigjähriger seine Erfahrungen überblicken, und mag er sagen, warum er mehr denn je hoffnungsvoll und ehrfurchtsvoll sich vor dem Göttlichen im Menschen verbeugt.

* * *

Die ersten deutlichen Erinnerungen an religiöses Leben reichen bei mir kaum weiter als das achte Jahr zurück. Ich war damals seit etwa einem Jahre bettlägerig; der Familienarzt hatte jede Hoffnung aufgegeben; meine Mutter (der Vater war schon längst gestorben) bereitete mich auf das Sterben vor, in aller Milde, ohne jede Schauergeschichte; ihre Religion war offenbar ein durchaus selbständiger und toleranter Protestantismus; so ging ich mit kindlichem Vertrauen den Engeln entgegen, sah hinter ihnen einen gütig lächelnden Jesus, und habe auch später mir niemals eine Hölle vorstellen können. — Das Leben siegte; es kam die Schule; neben ihr die Sonntagsschule, der Religionsunterricht; der naive Glaube wurde zu einem festen Dogma, die Religion zur Theologie. Und wie ich mit sechzehn Jahren einen „club démocratique“ gründete, wo über die unaufhaltsame Entwicklung der Menschenrechte, über Frauenstimmrecht debattiert wurde, so musste ich auch über das Problem der Seele nachgrübeln, jedoch immer in durchaus bejahendem Sinne: ein Schulkamerad, der sich als Gottesleugner hervortat, wurde von mir bekehrt; gegen Renan's *Vie de Jésus* fing ich eine entrüstete Widerlegung an, die freilich bei den Vorfragen stecken blieb . . .

Diese ungestüme Sicherheit entging der Strafe nicht. Mit siebzehn Jahren sollte ich konfirmiert werden; es war auch gerade die Zeit der Abgangsprüfungen aus dem Collège cantonal in Lausanne, und die Vorbereitung auf die achttägigen Examina ließ die Sorge um die Konfirmation, um das Seelenheil etwas stark zurücktreten. Eines Abends jedoch kniete ich vor dem Bette nieder und fing zu

beten an ; da hatte ich plötzlich das Gefühl einer absoluten Leere vor mir . . . Das war ein Schrecken, den ich durch die Erklärung der Ermüdung zu mildern suchte und der bald vor der griechischen Grammatik weichen musste. Die Erinnerung daran ist aber geblieben und ich habe oft darüber nachgedacht, wieso, im Laufe weniger Jahre, eine kindliche Seele vom lebendigen Vertrauen bis zum Nichts gelangen kann. Jeder Lehrer überlege sich das!

Mit etwas schlechtem Gewissen näherte ich mich der Abendmahlfeier; der Pfarrer, der jedem Kommunikanten einen Bibelspruch zu sagen hat, schaute mich an und sprach langsam: „Je suis venu pour donner la vie à mes brebis, et avec abondance“. Nach so vielen Jahren höre ich ihn noch und erlebe noch einmal das seltsame Gefühl der Beschämung, des Dankes und der stummen Verpflichtung. Mitten in der unerklärlichen Wüste war der Ruf des Lebens erschallt.

* * *

Im Herbst 1887 kam ich an das Berner Stadtgymnasium, dem ich mein Leben lang ein freudig dankbares Andenken bewahren werde. Die Berner Kameraden hatten bereits den Unterricht in Naturwissenschaft hinter sich, der in Lausanne erst später begann; sie waren von einem vorzüglichen Lehrer in Dinge eingeführt worden, die ich nun durch Privatlektüre lernen musste. Um so kräftiger wirkten auf mich die Theorie der Weltbildung aus Nebulosen und die Lehre des Darwinismus. Das war eine Offenbarung, die meinen Gottesbegriff stark beeinflusste. Noch wirksamer (weil direkt das Ethische betreffend) war folgendes Erlebnis: Unser Deutschlehrer gab uns als Aufsatzthema: „Was wir sind, verdanken wir zum größten Teil nicht uns selbst, sondern den Anderen“. Fest überzeugt von der absoluten Willensfreiheit, entschloss ich mich, die in dem Thema enthaltene These zu widerlegen; wochenlange Überlegung; fieberhafte Spannung; und wachsende Erkenntnis, dass meine Auffassung den Tatsachen nicht entsprach! Eins nach dem anderen fielen meine Argumente wie morsche Pfeiler zusammen; die Dankesschuld gegenüber der Umwelt, die mir bis dahin mehr eine angewohnte Höflichkeit gewesen war, wurde mir nach und nach in jeder Einzelheit als eine zwingende, erschütternde Schuldigkeit bewusst. Ich war nichts mehr als eine Summe von Wirkungen.

Da siegte in mir der Determinismus, aber auch das Erlebnis der menschlichen Solidarität; den Determinismus habe ich seither überwunden; aus der Solidarität quillt meine Religion.

Wer kennt sie nicht, diese herrlichen Jugendnächte, wo neue Auffassungen lawinenartig Geist und Herz überfluten? In einer solchen Nacht warf ich meinen Aufsatz auf das Papier und saß noch am Schreibtisch als zum Frühstück gerufen wurde; in der folgenden Nacht wurde die Sache nochmals überarbeitet und abgeschrieben; mit diesem Opus begann meine Sturm- und Drangperiode. — Der Jüngling stürzt sich da in das Meer der Gedanken, der Zusammenhänge; er „entdeckt“ Wahrheiten, die schon viele Millionen vor ihm entdeckt haben, die in tausend Büchern gedruckt vorliegen, die aber erst jetzt für ihn lebendig werden. Ich formulierte allmählich das Ziel meiner künftigen Studien in den Worten: „Woher kommen wir? — Was sind wir? — Wohin gehen wir?“ Ich war nicht wenig stolz auf diese Formel; eines Tages jedoch sah ich in der Buchhandlung einen Band von G. Büchner, der als Untertitel genau dieselben Worte trug...

Im Herbst 1889 begann das Hochschulstudium in Zürich, das sechs Jahre dauerte, mit Semestern in Rom, in Berlin, und mit Unterbruch wegen schwerer Erkrankung. Es ist hier nicht der Ort auf Einzelheiten einzugehen; die Gesamtwirkung der Studien, in philosophischer Hinsicht, lässt sich kurz zusammenfassen: unbedingte Herrschaft des Determinismus. Und dennoch! Wenn auch die Werke von Taine meine Bibel wurden, wenn ich auch als Gottesleugner gelegentlich zynisch werden konnte, so wies ich doch immer den Ausdruck „Materialismus“ von mir ab; das Problem des *Geistes* hörte nicht auf, mich zu verfolgen. Daher blieb Sully Prudhomme, der schmerzliche Idealist, mein Lieblingsdichter. Diesen tiefen Widerspruch zwischen meiner wissenschaftlichen Überzeugung und meinem seelischen Verlangen suchte ich zu überbrücken oder gar zu verbergen, wie so Viele es tun, durch Hypothesen, Interpretationen, poetische Bilder. Wie passte aber zu dem scharfen Determinismus der Glaube an den Fortschritt, an die Pflicht, an die Aufgabe der Menschheit? Wie passte zu der sexuellen „Moral“ die Liebe zur Braut? Warum kam dem Gottesleugner das Wort so oft wieder in den Sinn: „Je suis venu pour donner la vie à mes brebis...“? Warum drang es immer wieder wie ein Pfeil in das

Herz, dieses Wort, das Pascal von Jesus aussprechen lässt: „Tu ne me chercherais pas, si tu ne m'avais pas trouvé“? Wenn konsequente Materialisten den „Kampf um das Leben“ als letzte Wahrheit aufstellten und danach handelten, musste ich ihre Logik anerkennen; warum konnten sie mir nie Freunde werden? Warum wirkte der Sozialismus auf mich ein, mit der Macht einer Religion? — Widersprüche, die ich erst später als solche erkannte; damals hatte ich nicht den Mut dazu und hielt an der „wissenschaftlichen Wahrheit“ fest.

Ja, mit sechsundzwanzig Jahren glaubte ich, die Hauptprobleme gelöst zu haben und eine „definitive“ Lebensanschauung zu besitzen. Das jahrelange Leben in Rom, wo die Geschichte spricht, der Verkehr mit edlen, geistigen Menschen, die meine Gelehrsamkeit hie und da milde belächelten, das wirkte langsam im Unterbewusstsein; besonders aber das Eheleben, und, im Jahre 1900, die Geburt eines Sohnes. Mit banger Freude hatte ich auf die Stunde gewartet; sie wirkte wie eine Offenbarung; der erste Schrei des Kindes bedeutete mir: *Verantwortung*. Und die Bedeutung dieses Wortes wuchs ins Hundertfache mit der Übersiedelung nach Zürich, die im Herbst 1901 erfolgte.

* * *

Die Berufung nach Zürich habe ich meinem lieben Lehrer Heinrich Morf zu verdanken. Er gab der Fakultät und der Erziehungsbehörde das Vertrauen zu mir. Die Nachfolge eines solchen Mannes zu übernehmen, das war geradezu fürchterlich, da eine Vergleichung nicht zu vermeiden war; ohne seine Aufmunterung hätte ich es nie gewagt. „Geh *deine* Wege“, meinte er wiederholt, „kümmere dich um kein Gerede; Jeder hat seine Individualität und soll ihr treu bleiben!“ — Die Qualität der Arbeit, die ich seit neunzehn Jahren in Zürich geleistet habe, kann ich natürlich nicht beurteilen; ich weiß nur, dass die ganze Seele immer dabei war.

Die ersten Jahre wurden der strengsten Facharbeit gewidmet. In den Vorlesungen vermischte sich die positivistische Methode mit der idealistischen Begeisterung für den Gegenstand, den Beruf und die Studenten. Diese Begeisterung mochte über die noch mangelhafte Beherrschung des Stoffes hinweghelfen; die Mischung

an sich wurde mir immer peinlicher. Die Frage drängte sich immer mehr gebieterisch auf: „Was können die Zuhörer mit dem anfangen, was du sie da lehrst?“ (Die heutige Forderung einer Reform des Hochschulunterrichtes schalte ich hier vollständig aus; man darf sie nicht im Vorübergehen anschneiden; sie soll später einmal eingehend besprochen werden.) Ich hatte in der Hauptsache künftige Lehrer und Lehrerinnen vor mir; hinter ihnen sah ich bereits im Geiste ihre unzähligen Schüler an den Gymnasien, an den Sekundarschulen; das kommende Leben. Das bedeutete mir eine furchtbare Verantwortung. — Dass viele Studenten in erster Linie an das Examen denken; dass sie vom Lehrer das verlangen, was sie für das Examen brauchen (und was sie ebensogut in einem Handbuch finden könnten); dass Andere wiederum sich nach der „reinen Wissenschaft“ sehnen, für die sie im Grunde noch nicht reif sind; das konnte mir als Wegweiser nicht genügen. Gewiss müssen wir auf Examina vorbereiten und ein exaktes Wissen mitteilen; gewiss müssen wir in besonderen Übungen zu wissenschaftlicher Methode anleiten; was tun wir aber für den künftigen Erzieher, für den Staatsbürger, für den Menschen? Wie verhält sich dieses Wissen zum Leben? Je mehr ich die Frage überlegte, umsomehr hatte ich das Gefühl, Steine statt Brot vorzulegen; der Lehrer dozierte Dinge, die ihm selbst als durchaus unzulänglich erschienen. Ich hielt es nicht länger aus; dieser innere Widerspruch *musste* gelöst werden durch eine Revision der ganzen Lebensanschauung. Das verdanke ich meinen lieben Studenten, meiner Liebe zu ihnen, dem Verständnis, das Einige mir entgegenbrachten, aber gerade auch dem positivistischen Widerstand Anderer.

Die neue Wegrichtung wurde gegeben durch eine große Arbeit (sie erschien erst 1911 in bescheidenem Format), die ich um 1898 begonnen hatte. Eine Reihe von Beobachtungen hatte mich allmählich dazu geführt, in der Entwicklung der Literatur ein Gesetz zu erkennen, das in der Aufeinanderfolge von Lyrik, Epik und Dramatik seinen Ausdruck findet. Durch diese sich wiederholende Reihenfolge zergliedert sich die Geschichte in große Epochen. Das war mir bereits 1900 ganz klar, wenigstens für Frankreich. Abgesehen von vielen schwierigen Einzelfragen erhob sich aber immer wieder das Hauptproblem: Was bedeuten diese Epochen? Woher kommt die Gliederung? In anderen Worten: auf dem Wege der

„voraussetzungslosen“, positivistischen Wissenschaft hatte ich ein bestimmtes *wie* entdeckt; nun kam aber das *warum*? Nach und nach fand ich in jeder Epoche eine leitende Idee, eine Weltauffassung, einen Glauben, der sich jugendlich-lyrisch erhebt, der sich episch-schaffend ungefähr verwirklicht, der sich endlich in dramatischer Krisis auflöst. Die Reihenfolge der leitenden Ideen, ihre stete Erweiterung und Veredelung, ihre offenbare, wenn auch langsame, Annäherung an die höchsten sittlichen Werte, — dann auch die entscheidende Bedeutung der großen Geister (Künstler, Dichter, Denker), das alles führte mich mit zwingender Logik dazu, wenigstens in der Geschichte der Menschheit (wenn nicht in der Weltordnung) die Wirksamkeit eines *Etwas* festzustellen, für das der Materialismus gar keinen Platz und kein Verständnis hat; ein Etwas, das im Leben die Hauptsache ist.

Nicht ohne Mühe gab ich die alten „Wahrheiten“ auf, musste sie aber aufgeben und wurde dazu aufgemuntert von Männern, die auf ganz anderen Gebieten tätig waren, z. B. vom Mathematiker Poincaré in seinen Werken: *La valeur de la science* und *La science et l'hypothèse*. Ein Zürcherfreund, der in der Wissenschaft der Mechanik einen Weltruf besitzt, sprach auch eines Tages ein tiefes Wort aus, das hier jedem Leser zur Überlegung gegeben werden soll. Ich hatte zu ihm geklagt: „Wie sind Sie doch um Ihre exakte Wissenschaft zu beneiden! Die Mechanik gibt Ihnen Gewissheiten, während wir uns stets mit ungefähren und labilen Wahrheiten begnügen müssen.“ Mit melancholischem Lächeln erwiderte er: „Gewiss; die Mechanik ist eine großartige Wissenschaft; sie erklärt alles in der Welt; nur die eine Frage beantwortet sie nicht, die lautet: *Wozu der menschliche Geist*? Und das ist gerade die einzige Frage, die mich wirklich interessiert.“

Wozu der menschliche Geist? Das ist der Quell, aus dem seit Jahrtausenden alle Religionen geflossen sind. Man sagt, die Wissenschaft werde einst die Frage beantworten; das ist nicht unmöglich, wenn ich es auch stark bezweifle, da ja die wissenschaftlichen Systeme einander wie Tag und Nacht ablösen. Und sollte auch die Antwort in fünfhundert Jahren ganz sicher erfolgen, welchen Halt gibt uns diese ferne Aussicht, uns, die wir heute leben und morgen sterben? Und wenn uns schon morgen Einstein die Antwort geben sollte, was fängt damit der einfache Mensch an, wenn

manch' Einer, der wie ich Doktor und sogar Professor ist, von der Antwort nichts versteht? Und sollen wir dem Fachmann blindes Vertrauen schenken, so gelangen wir ... zum Autoritätsglauben; wie früher. Da ziehe ich Christus vor, der zu *jedem* Menschen sagt: „Bruder, sei gut“.

* * *

Das Bekenntnis nähert sich dem Ende. Aus dem schweren Kampfe entstand 1907 die Zeitschrift *Wissen und Leben*; die einleitenden Worte des ersten Heftes sprachen deutlich genug. 1911 kam das Büchlein heraus: *Lyrisme, épopée, drame*, dessen Vorrede zugleich ein Abschluss und ein Aufbruch ist. Seither bin ich auf dem Wege, und hoffe, nie mehr stehen zu bleiben.

„Wie sieht denn deine Religion aus?“ Die Frage ist schief gestellt. Es kommt nicht auf Definitionen an. Jede geistige Wahrheit hat in Worten einen rein persönlichen Ausdruck, der Dich zum Widerspruch reizt, während im tiefsten Grunde Du und ich, wir einig gehen. Dem Einen ist Gott im Werden in der Menschheit, — dem Andern ist er schon da, seit allem Anbeginn; dem Einen genügt die Ahnung eines Geistes, — der Andere braucht eine Vorsehung. Wir, die wir gewohnt sind, im Abstrakten zu leben, haben wir das Recht, dem einfachen Manne seine plastische Vorstellung zu zerstören? Auf die Taten kommt es an; und da wiegt die Tat des einfachen Mannes leicht mehr als die des Gebildeten.

Nur das Eine muss ich betonen: wissenschaftliche Wahrheit und religiöse Erkenntnis fließen aus zwei ganz verschiedenen Quellen; wohl darf und soll die erste die zweite korrigieren; wohl soll man versuchen, beide harmonisch zu verbinden; niemals aber zu vermengen! An dieser Verwirrung der Begriffe leidet unsere ganze Zeit. Theosophie und Anthroposophie leiden unter dem Banne der Wissenschaft, ebenso gut wie früher die Wissenschaft unter dem Banne der Theologie gelitten hat. Von vielen Verwirrungen ähnlicher Art sei hier nur die eine noch erwähnt: der Sozialismus, der früher eine befreiende Religion war, ist unter dem Einfluss des mörderischen Krieges zu der Knechtschaft des Bolschewismus entartet; wohl nur vorübergehend; er wird genesen, glaube ich, und zu den leitenden Ideen der kommenden Epoche gehören. Darüber später mehr.

Auf allen möglichen Wegen und Abwegen strebt die Menschheit nach einem neuen Glauben, der oft genug wie ein Aberglaube aussieht. Nur geduldig ausharren! Die Sehnsucht als solche ist das entscheidende Merkmal. Die religiöse Erkenntnis müssen wir von den vielen Schlacken aus alter und neuester Zeit befreien. Wir müssen umlernen. Es gibt beinahe keinen Tag, wo ich nicht in meinem Gehirn irgendeinen veralteten Begriff entdecke, und in meinem Tun irgendeine grundsätzlich bereits überwundene Gewohnheit. Und wie vieles sehe ich überhaupt nicht!

Soviel als Einleitung zu späteren Artikeln, für die ich Mitarbeiter erhoffe. — Heilige wollen wir nicht werden; das könnte langweilig ausfallen; wohl aber echtere Menschen, die den Schatz der eigenen Seele aus dem Schutt befreien und ihn ohne viele Worte mitteilen. Es gibt Stunden, wo man müde ist, jeden Tag dieselbe Last der egoistischen Gleichgültigkeit wieder zu heben; da genügt ein freundlicher Blick, um die Kraft zu erneuern. — In einer alten Schrift sind einige Worte wiederholt zu lesen, über die ich viel nachdenke: Liebe, Demut, Geduld, Freude, Vertrauen... Alte Worte, die wir meistens oberflächlich aussprechen, und deren tiefer Sinn plötzlich aufleuchtet. Sprichst Du sie mit Ehrfurcht aus, da regt sich in Dir der neue Mensch. Wir brauchen neue Menschen.

LAUSANNE

E. BOVET



Que la société doive être réformée, qu'elle doive permettre à tous ses membres de s'élever à l'humanité, qu'elle ne puisse par suite les placer dans des conditions qui la leur interdisent, c'est notre pensée même.

Nous voulons une civilisation qui ne laisse plus en dehors d'elle la majorité des hommes, qui ne soit pas l'œuvre et le privilège d'une élite.

Gabriel Séailles (cité par le *Progrès civique*).

La République existe, mais il faut maintenant, jeunes gens, que vous la fassiez plus républicaine. — Elle s'appelle *démocratique* et elle n'est que l'aube de la démocratie. Elle s'appelle *sociale* et elle n'a pas les caractères socialistes sans lesquels il n'y a pas de vraie République.

Il ne faut plus nous en tenir aux formules vagues et généreuses. Il faut à la Nation, à la République, un idéal: celui de *réaliser*, quoi qu'il en coûte à certains, la *justice sociale*.

Ferdinand Buisson: Discours au banquet des Jeunesses républicaines.

4 Septembre 1920 (cité par le *Progrès civique*).

